

Nr. 4. Posen, den 22. Januar. 1893.

Um ein Weib.

Novelle von Nora Perry, deutsch von Hans Werner. (Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Mark, es ist ein Glück, daß, wie die Sache nun einmal liegt, Rushton so ist, wie er ist; glaubst Du nicht auch?“

„Wie meinst Du das denn?“

„Nun, daß wir so ohne Umstände hier sind und Harry die Marotte hat, sich von Jessie pflegen zu lassen. Wenn Dein Herr Rushton ein gewöhnlicher Mann wäre mit den gewöhnlichen Manieren eines solchen, — höflich, zuvorkommend und aufmerksam gegen ein junges Mädchen — natürlich könnte ich nicht daran denken, Jessie hier zu lassen.“ Und Frau Wainright nahm ihre strengste Miene konventioneller Schicklichkeit an.

Ihr Gatte lächelte spöttisch. Die kleinen Eigenheiten seiner Frau amüsirten ihn manchmal.

„Nun, ich denke, Nelly, ich könnte mich Jessies annehmen. Mir scheint, ich bin Mann genug, um auf Schicklichkeit zu sehen.“

„O ja, in einer Hinsicht; allein ich würde sie nicht hier lassen. Dieser junge Mann aber — nach Jeremiah ist er nicht mehr wie einer der Führer.“

„Junger Mann! Besonders jung ist er nicht; so alt wie ich, wenn nicht älter.“

„Das mag sein, Herr Wainright, aber er hat — nun, er hat mehr von einem Herzenseroberer an sich als Du, mein Lieber. In Wirklichkeit scheint er ein hübscher Junggeselle.“

„Hübscher Junggeselle! — Das ist nun wieder so recht weibliche Art, die Dinge zu betrachten.“

„Jedenfalls ist's die Wahrheit. Er ist weder etwas kahl noch etwas dick oder etwas rheumatisch, nicht?“

Mark lachte. „Na, Nelly, Du solltest Dich doch wohl schämen, Deinen Mann mit so wenig schmeichelhaften Farben zu malen.“

„Schadet nichts, ich will lieber einen etwas kahlen, dicken und rheumatischen Mann haben mit einer tüchtigen Zunge als einen so verschlossenen Gesellen. Aber unter den Umständen, die ich vorhin andeutete, ist es ein Glück, daß er gerade so ist. Vor ihm kann man sicher sein, das siehst Du.“

„Und würdest Du einem liebenswürdigen Kerl, wie ich es bin, nicht eben soviel vertrauen, he?“

„Sei kein Narr, Mark!“

Jessie saß neben dem ungeduldigen Harry, bemüht, ihm die Zeit zu vertreiben, und hörte nichts von der Unterredung. Mittlerweile hatte der Gegenstand dieser Betrachtungen, ohne Ahnung von der Art, wie man über seinen Charakter geurtheilt, das unbestimmte Gefühl, daß seine Gäste ihn weniger störten, als er gefürchtet hatte; daß sie nicht die Neugier entwickelten, die ihm Besorgniß eingeflößt hatte.

Gewiß war Rushton ein Mann, der es liebte, in Ruhe gelassen zu werden und andere in Ruhe zu lassen. Aber Jeremiah hatte Recht gehabt, als er erklärte, daß er liebenswürdig und gutmüthig sei.

Selbst Frau Wainright kam zu der Ueberzeugung, als sie eines Tages die Entdeckung machte, daß Rushton persönlich zu der Unterhaltung des ungeduldigen Patienten beigetragen hatte, dessen üble Laune mit der fortschreitenden Genesung wuchs. Sie würde aber nicht wenig erstaunt gewesen sein, hätte sie erfahren, daß es nicht allein das Mitgefühl für ihren erregbaren Sohn war, daß Rushton zu seinen Aufmerksamkeiten veranlaßt hatte.

Als er an einem Nachmittage früher als sonst von einer Canoefahrt heimkehrte, bemerkte er Harrys junge Pflegerin nicht weit von seinem Zelte. Sie saß auf einem Haufen von Aesten und lehnte den Kopf an eine dahinter stehende Ceder. Darin lag nun nichts Ungewöhnliches, ungewöhnlich aber war ihr Aussehen. Das Mädchen saß da, die Hände auf einem offenen Buche ruhend. Sie laß nicht; ihr Antlitz war bleich, um den Mund zuckte es vor schmerzlicher Erregung und Thränen drangen langsam unter den Augenlidern hervor. Hätte ihr Blick nicht den Ausdruck der Erschöpfung gezeigt, so wäre James Rushton, der nicht besonders weichherzig war, in dem Glauben, es mit einer gewöhnlichen sentimentalen Anwandlung zu thun zu haben, vorübergegangen. Der Ausdruck wirklichen Leidens aber, den er gewahr wurde, und die ruhige Haltung ließen auf tiefer Gehendes schließen. Als er dann geräuschlos hinter das Haus trat, hörte er eine klagende Stimme sagen:

„Ich möchte lieber Jessie haben. Ich werde thun, was sie wünscht, wenn Sie nur zurückkommt. Sage ihr das.“

„Schön, schön,“ entgegnete eine männliche Stimme — Herrn Wainrights — in bittendem Tone, „rege Dich nicht auf, Du fieberst sonst wieder. Ich werde Jessie gleich rufen.“

Der Eigenthümer des Hauses gelangte unbemerkt in sein Zelt; dort setzte er sich mit seiner Pfeife nieder und hörte bald darauf, wie man das erschöpfte Mädchen zu seinen Pflichten zurückrief. Nach wenigen Augenblicken trat Herr Wainright ins Freie und nahm Besitz von der Hängematte, während gleichzeitig das Klappern det Würfel auf einem Tricktrackbrett andeutete, daß jung Harry erlangt hatte, was er gewünscht.

Der einsame Mann der Wälder, welcher in der Regel so wenig zu andern sprach, hatte die üble Angewohnheit, dann und wann mit sich selbst zu reden.

„Diese moralischen und respektablen Leute," brach es zwischen Rauchwolken hervor, „die sich um so viel besser dünken als viele ihrer Mitmenschen, können ebenso selbstsüchtig sein wie alle anderen. Hier sind sie es, indem sie das Mädchen, das zur Heilung hier ist, quälen, nur weil der Junge nicht aufgeregt werden soll!"

Nach diesen Worten füllte er sich von neuem die Pfeife und rauchte in gedankenvollem Schweigen weiter. Allein das Klappern der Würfel schien ihn zu stören, denn nach wenigen Minuten erhob er sich, legte die Pfeife bei Seite und nahm eine Tasche aus Birkenrinde herab, welche er mit seltenen Vogeleiern füllte; dann trat er entschlossen hinaus und auf die Hütte zu. Als sein Schatten über die Schwelle fiel, blickte Jessie auf. Sie hatte ihren Schwager zu sehen erwartet und war einen Augenblick stumm vor Ueberraschung beim Anblick Rushtons. Dieser aber hatte sich in den Sinn gesetzt, eine nachbarliche Freundlichkeit zu erweisen, und ließ sich durch diesen Empfang nicht in Verlegenheit setzen. Mit einer kühlen aber freundlichen Frage nach dem Patienten trat er näher und wandte sich direkt an Harry, den er, nicht wenig zu dessen Befriedigung, als jungen Herrn behandelte. Wenig Augenblicke vergingen und dieser untersuchte eifrig den Inhalt der Tasche und stellte eine Unmasse von Fragen.

Jessie wartete, bis sie sah, daß man sie nicht mehr brauchte, und stahl sich dann fort.

Diese Art nachbarlicher Freundlichkeit war der Anfang zu engeren Beziehungen, denn Harry hegte große Bewunderung für den Fremden und enthüllte dem älteren Manne schöne und liebenswerthe Eigenschaften, welche diesen angenehm berührten.

Rushton war nicht nur ein erfahrener Jäger und Fischer, sondern auch vertraut mit dem gesammten Waldleben, von der Mannigfaltigkeit der Vegetation bis zu derjenigen der Vögel und Vierfüßer. Für Harry war das ein neues Vergnügen, und indem dieses Vergnügen die Gestalt eines verständnißvollen Interesses annahm, brachte es die Beiden schließlich einander näher. Im Zusammensein mit dem Knaben verschwand die Gemessenheit in seinem Benehmen, und wenn er die andern auch nicht mit der nämlichen Herzlichkeit behandelte, so konnte er doch nicht mehr ganz die frühere Kühle und Schweigsamkeit herauskehren. Indeß war davon noch genug vorhanden, um sie empfinden zu lassen, was sie „den traditionellen Geist seiner Vorfahren" nannten; denn sie zweifelten nicht daran, daß er von Geburt und Erziehung Neuengländer sei, wenn sie auch gleich Jeremiah nicht danach gefragt hatten.

„Nun werde ich wegen seiner lächerlichen Manieren nicht mit ihm anbinden können, nach dieser Freundlichkeit gegen Harry," erklärte Frau Wainright eines Tages. „Er ist so gut zu dem Jungen gewesen! Ich will mich aus Dankbarkeit so liebenswürdig gegen ihn zeigen, daß er sich noch zu uns allen herablassen soll."

Ihr Gatte lachte. „Wenn Du damit Glück hast, lasse mich's doch wissen, meine Liebe," bemerkte er ein wenig ironisch. „Vorläufig scheint mir's, als ob Du ihn noch nicht so bald dazu bringen wirst. Er und Jessie, scheint mir übrigens, plaudern viel mit einander; à propos, hälst Du ihn für ganz sicher?"

„Sicher! Mark worüber spricht er mit ihr denn eigentlich?"

„Weiß ich nicht. — Jagen, Fischen und dergleichen, das ist alles, worüber ich ihn habe reden hören," versetzte Herr Wainright mit einem leisen Anflug von Empfindlichkeit im Tone bei dem Gedanken an verschiedene vergebliche Versuche, das Gespräch auf andere Gegenstände zu lenken.

„Nun, doch nicht ganz genau, wenn es damit auch nahe verwandt war — über Thoreaus Bücher war es, die Jessie auf dem Brett im Hause gefunden hatte Eins von diesen handelt von dem Leben in diesen Wäldern. Das ist gerade so, als wenn ein Mann sich mit mir über einen Bädecker unterhalten wollte," meinte Frau Mark. „Aber ich freue mich, wenn Jessie daran Vergnügen findet, und dem scheint so zu sein. Sie liebt immer absonderliche und ungewöhnliche Lektüre. John Goodwin pflegte ihr diese Thoreauschen Bücher zu bringen, so viel ich weiß."

„John Goodwin ähnelte nicht gerade diesem Rushton."

„Nein, Rushton ist ein älterer Mann. Mark, er ist erheblich älter, als ich anfangs glaubte."

„Ich sagte Dir gleich, daß er kein Küken mehr ist."

„Er muß sieben oder achtunddreißig oder vielleicht vierzig sein."

„Ganz gewiß."

„Und, Mark, er ist augenscheinlich aus guter Familie und in guten Verhältnissen. Auf der seltsamen kleinen silbernen Flasche, die er uns gab, als Harry verwundet war, stand der alte aristokratische Name Bowdoin. Er erzählte neulich Harry, daß sie seinem Urgroßvater gehört habe."

„Nelly, Du verfällst doch nicht auf Deine alte — Du denkst doch nicht daran, aus diesem aristokratischen Herrn und Jessie ein Paar zu machen, wie? Das Letzte, dessen ich mich entsinne, ist, daß Du Dir Glück wünschtest, daß man vor ihm sicher — daß bei ihm keine Gefahr wäre."

„Mark, Du bist so dumm. Das war nur wegen der — der Schicklichkeit. Ich sah, daß dieser Mann nicht ein solcher war, der mit Jessie schön thun würde."

„O, also das war's; und nun, da Du siehst, daß er sich nicht zum Kurmachen eignet, meinst Du, er könnte zum Heirathen gut sein. Ich denke, Du gehst etwas schnell vor, Frau Nelly, und baust auf eine alte silberne Flasche als Stammbaum."

„Lächerlich, Mark! Du weißt, daß ich keine gewöhnliche Heirathsstifterin bin. Ich war nur froh, daß Jessie sich zu unterhalten schien und daß der Mann ein Gentleman war; und wenn ich denke, sie könnte vielleicht —"

„Für John Goodwin durch diesen Abkömmling der Bowdoins getröstet werden. O ja, ich sehe, Du bist schon weit gekommen, Nelly, seit Harry Dir das erzählt hat, aber ich will nicht, daß Jessie diesem Aristokraten an den Hals geworfen wird."

„Jessie einem Manne an den Hals werfen! Mark schämst Du Dich nicht, mir das zu sagen? Als ob ich so etwas thun könnte, und Jessie ist noch dazu meine Schwester!" und Frau Marks Augenlider begannen sich zu röthen.

„Nelly, ich wollte nicht —"

„Ja, Du wolltest."

Mark war still, er wußte, das Schweigen zu Zeiten das Beste sei.

Nach einer langen Pause begann seine Frau wieder:

„Mark, nur eines will ich Dir rathen: wenn Du merkst, daß Jessie an dem Manne Gefallen zu finden scheint und er an ihr, sei nicht voreilig und mische Dich nicht darein. Ich habe mir immer eingebildet, wenn Du nicht so viel gefragt und geredet hättest, als der junge Archer gleich nach der Goodwinschen Geschichte zu uns ins Haus kam, es hätte noch etwas daraus werden können — ein Herz wird oftmals bei solchen schmerzlichen Gelegenheiten erobert, wie Du weißt."

„Wie Du danach trachtest, Nelly, Jessie zu verheirathen!"

„Ich wünsche nur, daß sie John Goodwin vergißt, und wenn sie einen andern heirathet, so ist das der sicherste Weg dazu."

„Das hängt von dem Manne ab."

„Jessie hat nichts, wie Du weißt."

„Sicher habe ich es ihr nie an etwas fehlen lassen. Ich würde stets für sie sorgen."

„Ja, ich weiß, Du bist immer sehr gut zu ihr gewesen, seit sie bei uns ist, aber Du hast für Dich selbst zu sorgen und — nun, es ist keine Frage, daß, wenn sich für Jessie eine gute Partie trifft, es für sie am besten ist zu heirathen. Meinst Du nicht auch?"

„Nun — ja — wenn sich etwas Gutes trifft, wie Du sagst, dann freilich."

III.

Was mögen sich die Leute denken? Ist es bloßes Sichgehenlassen, Unbedachtsamkeit oder was sonst? fragte sich James Rushton, als er auf die Thatsache aufmerksam wurde, daß Frau Wainright und ihr Gatte sich wenig um ihre junge Schwester bekümmerten. Vielleicht ist das heutzutage Mode.

Ich bin der Welt — ihrer Welt — so lange fern gewesen, daß ich ein wenig rostig geworden bin. Er streckte, indem er das sagte, die Hand aus, um sich die Pfeife neu zu stopfen, und dabei gewahrte er sein Bild in dem kleinen Spiegel, der gegen die Leinwand des Zeltes gelehnt stand. Ein leises Lächeln umspielte seinen Mund, als er die grauen Silberfäden in seinem dunklen Haar bemerkte.

Na, vielleicht bin ich ein wenig zu hart in meinem Urtheil und sie sehen in mir den Patriarchen, murmelte er. O, diese Amerikaner! Indeß, sie mögen ihren eigenen Weg gehen, das ist nicht meine Sache. Das Mädchen paßt übrigens nicht in die moderne amerikanische Schablone. Sie hat durchaus nichts Selbstgefälliges an sich und scheint unschuldig wie der Junge.

Der „Junge", das war gewiß, hatte sich die Gunst des etwas excentrischen Herrn erobert.

Mark hatte sich anfangs seinem Sohne gewidmet, nicht indem er ihm die Zeit vertrieb, — das war Jessies Sache — sondern indem er für alles sorgte, was sein Zustand erforderlich machte. Als der Kleine indeß auf dem Wege der Besserung war, überließ er ihn vollständig der Sorge Jessies, und später wurde sie darin aus dem schon erwähnten Motive von Rushton unterstützt.

Harry selbst, den man aus der Hütte auf einem Feldbette in den Wald brachte und der von Rushton unterwiesen wurde, wie man Birkenrinde mit dem Messer bearbeitete, und sonst noch kleine Fertigkeiten lernte, war glücklich und zufrieden und ganz einverstanden mit den Ausflügen, die sein Vater öfters mit Jeremiah nach dem See und den Wäldern unternahm.

Während eines dieser Ausflüge war es, als die drei in so seltsamer Art verbundenen Gefährten im Zwielicht beim Scheine des Lagerfeuers bei einander saßen und Rushton ein Stück phosphorescierendes Holz entdeckte. Als er es herbeiholte, rief Jessie:

„O, ich entsinne mich, daß Thoreau darüber spricht. Ich las es erst neulich." Und einem plötzlichen Impulse gehorchend, eilte sie in die Hütte, um das Buch zu holen. Bei dem Lichte des Feuers fand sie bald die gesuchte Stelle und las sie ihren Zuhörern laut vor. Rushton fügte einiges aus seiner eigenen Erfahrung hinzu und legte das Holzstück in seinen Hut, damit Harry das seltsame Leuchten besser beobachten könnte.

„Dies ist zudem ungefähr dieselbe Stelle, wo Thoreau es auch gefunden hat. Schlagen Sie ein paar Seiten zurück und lesen Sie die Beschreibung der Lagerstelle. Sie hat sich seit jener Zeit natürlich verändert; der Wald ist lichter geworden in den fünfundzwanzig Jahren."

„Und wußten Sie — wählten Sie diesen Ort, weil Thoreau hier gewesen war?" fragte Jessie begierig, als sie die Beschreibung des Lagerplatzes gelesen hatte.

Ihr Gefährte lächelte ein wenig amüsiert.

„Nein; ich wählte ihn nicht aus einem Grunde dieser Art. Ich hatte seine „Mainewälder" gelesen, und als ich an diese Stelle kam, fiel mir seine Beschreibung ein."

Jessie hatte das Gefühl, als wenn Sie ausgelacht würde, und eine leichte Gluth stieg ihr in die Wangen.

Rushton bemerkte das wohl. Er war mit ihren Schwärmereien und ihrer Empfindlichkeit schon bekannt geworden. Nun fragte er ziemlich unvermittelt:

„Haben Sie Thoreau schon einmal gelesen, bevor Sie hierher kamen?"

„O ja."

„Es ist eine etwas ungewöhnliche Lektüre für eine junge Dame, nicht wahr?"

„Ich weiß nicht."

„Es giebt noch ein anderes Buch von ihm, das weniger bekannt ist als dieses — ein Band Briefe von ihm. Haben Sie das einmal gelesen?"

„Ich — ein früherer Freund von mir hat mir einige der Briefe vorgelesen."

Die rosige Gluth verschwand plötzlich und machte einem schmerzlichen Ausdruck Platz, als hätte jemand einen kranken Nerv berührt.

Rushton entsann sich der Geschichte, die er auf dem Verdeck des Dampfers gehört hatte, und er verstand die gestammelten Worte „ein früherer Freund."

Das Mädchen liebt den Mann noch und wird ihn wohl immer lieben. Sie scheint von der Art, dachte er. Um ihren Gedanken eine andere Richtung zu geben, bemerkte er darauf:

„Thoreau ist interessant; er war wohl geistreich, denke ich, aber nicht so originell, wie viele meinen. Mir will es immer scheinen, daß er bedeutend unter den Einfluß Emersons gestanden hat. Wohl liebte er von Natur die Wälder, aber seine Art sich auszudrücken, seine Stellung der Welt gegenüber haben viel von Emerson."

„Doch muß er große Sympathie nach der Richtung empfunden haben, nicht wahr, um derart beeinflußt werden zu können?"

„O, natürlich; aber man scheint gewöhnlich zu glauben, daß er in allen Dingen ein großes Original gewesen — in seiner Lebensweise, in Gedanken und Ausdruck. Sie wissen, was Emerson selbst über ihn sagt, nicht?"

„Nein."

(Fortsetzung folgt.)

Das Taschentuch.

Von Silvester Frey.

Wer mag wohl zuerst das Taschentuch benützt haben! . . .

So lange die Menschheit besteht, giebt es ja auch Thränen, und das glückliche Klima, in welches das Paradies gesetzt worden, wird die Bewohner desselben schwerlich davor bewahrt haben, daß sie nicht doch einmal die Mißlichkeiten eines echten Schnupfens durchkosten mußten. Sollen wir nun in der That glauben, daß alle Feuchtigkeit, die in einem solchen Gemüths- oder Krankheitszustand dem Menschen zu Gebote steht, auf die etwas ursprüngliche Art abgethan wurde, die wir augenblicklich noch hin und wieder bei Einigen unserer von der Kultur noch nicht genügend beleckten Mitmenschen anstaunen! Zwar Offenbachs „Schöne Helena" kennt bereits dieses Toilettestück. Als sie in dem von Uebermuth sprudelnden zweiten Akt von ihrer Vertrauten Bachis ein Taschentuch verlangt, muß sie zu ihrem Verdruß vernehmen, daß das „ganze" halbe Dutzend ihrer Aussteuer sich in einem Zustande befindet, der allerdings für den Gebrauch nicht wohlgeeignet war. Aber man weiß genugsam, daß es der Schelm Offenbach mit der historischen Treue nicht allzu genau nimmt, wenn wir auch nicht daran zu zweifeln brauchen, daß die schöne Spartanerfürstin im Original ein Toilettestück besessen haben wird, das dem augenblicklichen Taschentuch etwa entsprach. Schon die Verführungskünste, in denen sie eine so große Meisterin war, lassen darauf schließen. Denn auch das Taschentuch gehört zu dem Rüstzeug, dessen das zarte Geschlecht bedarf, um seine Siege über das starke davonzutragen. In jedem Falle also ist der Schluß gestattet, daß dieses Toilettestück, wenigstens bei den Frauen, schon zu sehr entlegner Zeit im Gebrauch war, wenn auch weder Keilschrift noch Hieroglyphen davon Kunde übermitteln. Echt verbürgt tritt sie sogar ziemlich spät auf den Platz. Aber da ereignen sich Ungeheuerlichkeiten, die ein dauerndes Beispiel abgaben für die Prüderie, in welche sich der Mensch verirren kann. Das Taschentuch genoß dasselbe Schicksal, wie zwei seiner übrigen Genossen in der Kleidung des Menschen. Wie man sich scheute, in einer halbwegs gesitteten Gesellschaft Worte wie Hemd und Hose in den Mund zu nehmen, so herrschte eine womöglich noch größere Strenge gegenüber dem Taschentuch. Es war verfehmt, der Paria unter mannigfachen Bestandtheilen, welche die Bekleidung des Menschen ausmachen.

Noch mehr hütete man sich jedoch, das Taschentuch so zu benützen, daß ein Anderer es sah. Als seine Unentbehrlichkeit schon stillschweigend eingeräumt war, als man bestimmt davon überzeugt sein konnte, daß so ziemlich ein Jeder Gebrauch davon machte — selbst damals blieb diese Prüderie in ungeschwächter Berechtigung. Der dreißigjährige Krieg kam mit seinen Strömen von Thränen, die Bräute um den Verlobten, Mütter um den Sohn vergossen. Ein großes Weinen herrschte, so weit deutsche Stämme in ihren Gauen wohnten. Aber Niemand durfte sehen, daß sich der Andere eines Tüchleins bediente, wofern man die Thränen von den Wangen wischen wollte, noch gar den Namen nannte, den das verrufene Ding führte. Dann kam die Wertherperiode mit ihren unversiegbaren Thränenspuren im Antlitz der gefühlvollen Seelen. Marquisen führten noch dazu eben damals die Schnupftabaksdose bei sich wie augenblicklich den Fächer, und die Damen der guten Gesellschaft brachten mit rosigen Fingerspitzen an ihre Nasenlöcher Portionen

des beliebten Staubes, deren sich augenblicklich der Gevatter vom Dorfe nicht zu schämen braucht.

Aber das Taschentuch blieb im Verruf, und wir fragen uns vergebens, wie es möglich war, ohne gesellschaftlichen Anstoß alle die Obliegenheiten zu erfüllen, zu denen jenes heute dient. Mit einem Male endlich schlug die Stunde, die diesen Bann aufheben sollte. Die Künstler der französischen Bühnen hatten längst die Mißlichkeiten eingesehen, unter welchen der Mensch bei der Achterklärung dieses Toilettenstücks zu leiden habe. Mademoiselle Duchenois war die erste, die den Muth hatte, auf offener Scene ein Taschentuch in der Hand zu tragen. Aber wenn das Stück die Erwähnung desselben verlangte, nannte sie es immer noch, der herrschenden Prüderie Rechnung tragend, „das zarte Gewebe." Entrüstungsrufe wurden laut, als einige Jahre später de Vigne, der den Othello auf die französische Bühne brachte, das Wort Schnupftuch ohne Scheu aussprach. Erst die Kaiserin Josephine machte dieser Prüderie energisch ein Ende. Sie hatte schlechte Zähne und somit guten Grund, diese nicht Jedermann zu zeigen. Damals gab es noch keine Zahnkünstler, welche die Lücken und schadhaften Stellen hinter unsern Lippen durch köstlich glitzernde Perlenreihen auszufüllen verstehen. So blieb der Kaiserin nichts übrig, als ihren Mund möglichst beim Sprechen mit einem Taschentuche zu verdecken. Sie führte darum ein kostbares Stück Battist, reich gestickt und verbrämt mit den seltensten Spitzen, beständig in der Hand. Hiermit wußte sie so geschickt umzugehen, daß Manchem die Brüchigkeit ihres Gebisses entging.

Heute ist das Taschentuch in sein unbeschränktes Recht gekommen. Und der Reigen der Obliegenheiten, die es zu erfüllen hat, scheint sich sogar immer mehr zu weiten. So haben die entlegenen Zeiten schwerlich schon davon gewußt, daß man einen Knoten in das Taschentuch schürzt, wofern man verhindern will, daß man etwas vergißt. In Paris soll dieser Gebrauch sich überaus verallgemeinert haben, wie aus einer Anekdote hervorgeht, die ein dortiges Witzblatt vor einiger Zeit mittheilte. Monsieur reist auf einige Monate fort. Er nimmt von seiner Gattin zärtlichen Abschied und richtet zuletzt die Bitte an sie: „Bleibe mir treu!" Madame zieht ihr Taschentuch und macht einen Knoten in dasselbe, um diesen Wunsch nicht zu vergessen.

Auch Surrogate für dies Toilettenmittel giebt es heute sowohl wie in jenen Epochen, da es gegen den guten Ton verstieß, sich desselben zu bedienen. Eine ganz köstliche Gerichtsverhandlung, die in dem Dialekt Fritz Reuters geführt wurde, hat das erst vor einiger Zeit dargethan. Man ist im Verhandlungszimmer, wo der Vorsitzende den wegen begangener Körperverletzung schon wiederholt bestraften Angeklagten im gemüthlichen Plattdeutsch folgendermaßen anredet:

„No, Hinrich, Du hast et doch dahn?"

„Ne, Herr Amtsrichter, dit mal nich!"

„No, Jung'," fährt der Richter fort, „nü lüg' man nüch lange. Du büst doch up dä Danzerie wesen, Hinrich! Up Winnacht, nich wohr?"

„Jo, da bünn ick wesen!"

„No, da heste düssen hier," auf den angeblich Verletzten zeigend, „mit 'nen Beerschoppen feste upn Kopp slahn?"

„Ne, Herr Amtsrichter, dat is so wesen: hei hatt mit mi anfungen, und da hebb' ick ihm blot mit minen Daschendauk 'n betten durch dat Gesicht wischet, weiter nich!"

„Jo," sagt triumphirend der Richter, warte man; Din Daschendauk dat kenn' ick; Du, Hümpel snuppst mit de Hand! . . ." und zum Aktuar gewendet: „Herr Aktuar, schreiben Sie: „Auf Grund des glaubwürdigen Geständnisses des Angeklagten wird derselbe in eine Gefängnißstrafe von acht Tagen verurtheilt. . . ."

Uebrigens sind solche Surrogate für das Taschentuch auch noch anderwärts in Gebrauch. Als der Schah von Persien als Gast in Berlin und Wien weilte, waren die Beamten der betreffenden Paläste nicht wenig entsetzt über sein gewisses Gebahren, das seine exotische Majestät in Anwendung zu bringen geruhte. Unkundig der abendländischen Gewohnheiten, konnte man vor allem nicht begreifen, wozu in aller Welt die kostbaren Gobelins, die als Vorhänge vor den Fenstern und Thüren angebracht waren, dienen sollten! Um sie also nicht ganz unbenutzt zu lassen, gebrauchte man sie als — Taschentücher.

Immer weiter schritt die Kultur, und mit einer Vertiefung, die oft in Spielerei ausartete, sucht sie jedwedem Objekt neue Seiten abzugewinnen, je nach der Art und Weise, wie dasselbe in der Hand des Menschen zur Verwendung kommt. Anders gebraucht es der Mann, anders das Weib. Ein sehr hübscher Ausspruch darüber rührt von Dingelstedt her. „Die Taschentücher der Frauen," sagt er, „sind weiße Battistfahnen mit Säumen und Chiffern in Gold gestickt, die im kleinen Kriege dieselbe Bedeutung annehmen, die sie im großen haben. Sie aufziehen, bedeutet: der Platz ergiebt sich." Daran reiht sich eine fernere Skala von Kundgebungen, auf welche der findige Frauensinn verfallen ist. Wir sagten schon oben, daß das Taschentuch ein sehr wichtiges Hilfsmittel der Koketterie sei; nun ist man in Amerika sogar zu einer stummen Sprache gekommen, die allein vermittelst des Taschentuchs redet.

Hören wir, wie geschickt die Schöne des Yankeelandes dieselbe auszubauen verstanden!

Das Taschentuch an die Lippen drücken, deutet an, daß man Bekanntschaft zu machen geneigt ist.

Es auf der Hand ausbreiten, läßt den Vertreter des starken Geschlechts verstehen, daß er getrost ins Zeug gehen darf.

Es nach unten gesenkt halten, ist die Nachricht, daß sichere Sympathien vorhanden sind.

Es über das Knie ziehen, heißt deutlich: „Ich liebe Sie."

Es an die rechte Wange halten, drückt das zärtlichste „Ja" aus.

In Bezug auf die linke Wange bedeutet dieselbe Bewegung ein ebenso entschiedenes „Nein."

Es um das rechte Handgelenk wickeln, sagt: „Ich liebe einen Andern!"

Um das linke Handgelenk gelegt, spricht es sehr energisch: „Lassen Sie mich unbehelligt!"

Es zusammenfalten: „Ich möchte mit Ihnen sprechen."

Es über die Schulter schwenken: „Folgen Sie mir!"

Es an zwei Zipfeln halten: „Erwarten Sie mich."

Es um die Stirn legen, kündet an, daß man von etwas überrascht sei.

Es ans rechte Ohr halten, heißt: „Sie sind unbeständig;" ans linke: „Ich habe eine Botschaft für Sie;" an ein Auge: „Sie sind grausam."

Es um den Zeigefinger wickeln, meldet: „Ich bin Braut;" um den Ringfinger: „Ich bin vermählt."

In das Gebiet der stummen Kundgebungen vermittelst des Taschentuches gehört auch eine Sitte, die am Hofe des Sultans allgemein üblich ist. Sobald er einer Frau das feine Gewebe zuwirft, ist dies das sichere Zeichen, daß sie seine Huld gewonnen hat. Die Glückliche wird alsdann bestimmt in dem Harem des Beherrschers der Gläubigen aufgenommen. In seiner Operette „Die Tochter der Madame Angot" hat Lecocq die Scene, wo die resolute Dame der Halle das Taschentuch vom Sultan zugeworfen erhält, in einem ebenso hübschen wie bekannten Kuplet geschildert.

Taschentücher giebt es heute in allen Mustern und Farben. Sie sind der Mode unterworfen, wie jeder Artikel, der einen Theil unserer Bekleidung ausmacht. Zwischen dem mächtigen, roth geblümten oder blau getupften Taschentuch, das der enragirte Schnupfer beständig neben seiner Tabaksdose hat, bis zu dem feinen Battistgewebe, das die Jungfrau an ihrem Ehrentage wie ein Symbol der Keuschheit in der Hand trägt — welch eine Menge von Gegensätzen oder doch Nuanzen bei einem im Grunde so winzigen Stücklein Gewebes! Jene kokette Abart nicht zu vergessen, die aus der Brusttasche des Stutzers in allen Farben des Regenbogens herauszublinzeln pflegt! Mit dem Taschentuch wehen wir unsern Lieben beim Nahen den ersten Gruß zu, mit ihm nehmen wir auf dieselbe Weise Abschied.

An der Art, wie Jemand sich dieses Toilettestücks bedient, will das zarte Geschlecht seinen geschworenen Feind, den Hagestolz erkennen. Knittert und wringt er es zusammen, ohne Rücksicht darauf, ob es sich noch weiter für den Gebrauch eignet, so ist wenig Aussicht vorhanden, daß er sich noch in zarte Bande schmieden läßt. Dagegen soll der musterhafte Ehemann sein Taschentuch stets so benutzen, das daraus sein Sinn für Ordnung und Sparsamkeit erhellt.

Auch manche hübsche Anekdote, die der Vergessenheit entrissen zu werden verdient, knüpft sich an das Taschentuch. Eine diene für viele. Zur Zeit der größten Erniedrigung Preußens blieb seinem Herrscherpaar, Friedrich Wilhelm III. und der Königin Luise, die liebste Zerstreuung das Theater. Hier suchten sie Erheiterung von der schweren Prüfung, die sie zu bestehen hatten. Aber oft genug ereignete sich, daß sie gerade durch den Gang der Handlung bei einem Stück an das Wehe gemahnt wurden, das sie zu erleiden hatten. Und wieder waren sie im Theater; die preußischen Festungen hatten gerade so schmählich kapitulirt; man gab ein Stück, in dem der Treubruch seine Rolle spielt und Jemand, der alles Vertrauen in seine Freunde gesetzt hat, von diesen in der Stunde der Gefahr in Stich gelassen wird. An den Wimpern der schönen Königin hatten schon verschiedene Thränenperlen gezittert, die immer wieder verstohlen mit Hilfe des kleinen Gewebes verschwunden waren. Allein, es war klar, daß dieses winzige Viereck von Brüsseler Spitzen von Minute zu Minute ungenügender wurde. Der König, innerlich nicht minder bewegt, als seine Gemahlin, bewahrte natürlich den Schein der Ruhe. Erst raunte er ihr einige scherzhafte Bemerkungen zu, in welchen er sich über die zu große Rührseligkeit lustig machte. Als aber die Thränen der Königin immer reichlicher flossen, so daß ihr mikroskopisch kleines Tüchlein dieselben unmöglich mehr aufnehmen konnte, zog er sein eigenes Taschentuch und übergab es, immer noch mit lachender Miene, der Königin. Diese griff danach und barg schluchzend darin ihr Antlitz. Weiter schritt die Handlung des Stückes. Immer mehr offenbarte sich die Aehnlichkeit desselben mit dem Geschick, das dem Königspaar beschieden war, und der Konflikt schürzte sich mit tragischer Gewalt zu Scenen, die in der That ergreifen mußten. Der Scherz auf den Lippen des Monarchen war längst verstummt. Wortlos neben seiner Gemahlin sitzend, drehte er die Spitzen seines Schnurrbartes und schaute den Vorgängen auf der Bühne zu. Nun rollte ihm eine Thräne über die Wange und noch eine. Er griff in die Tasche, er suchte etwas. Da gab die Königin, die längst die Rührung wahrgenommen hatte und somit auch diese Verlegenheit begriff, dem Gatten das Taschentuch zurück.

Verantwortlicher Redakteur: A. Beer in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.